

Nr. 56. | Bromberg, den 16. März | 1928.

Die beiden Ringe.

Roman von Minna Falk.

(2. Fortsetzung.)

Axel stand oben in seiner abgeschrägten Stube am Fenster, als Hedwig seitwärts vom Hause durch die Torpforte schritt. Und wie sich die zwei im Blick fingen, als Hedwig über den Marktplatz auf das Haus zukam, dachte der Bruder, daß die Schwester zu ihm kommen würde. Aber es blieb still auf der Bodentreppe.

Und Axel Schwansen stellte sich wieder ans Fenster. Er sah die Sonne so gerne versinken.

Es war ein eigen Ding mit dem Sohn des Hauses. Den Eltern war es selbstverständlich erschienen, daß der einzige Sohn einmal das elterliche Geschäft übernahm. Es war nie an etwas anderes gedacht und gerührt worden, und Axel hatte keinen Ton von sich gegeben. Erst als er in die Lehre kommen sollte, sagte er schüchtern zu seinem Vater, daß er eigentlich mehr Lust zu Griechisch und Latein habe als zu den Manufakturwaren. Er fürchte auch, daß er das Zeug nicht habe zu einem Kaufmann, wie er sein solle.

Schwansen wollte sich ausschütten vor Lachen. „Menschenskind", sagte er, „kommst du vom Mond? Da hast du doch überhaupt keinen Dunst von, du bist doch auf einer Realschule gewesen! Und ausgerechnet in der Gegend, wo die fettesten Weiden sind und die beste Landkundschaft ist, den ollen verstaubten Kram! Dich plagt wohl mehr als sonstwas! Da wollen wir gar nicht erst lange von reden. Steig im Waschkeller ins Waschfaß und tauch dreimal kalt unter! Dann wird kein Mensch darum gewahr, und das kalte Düppen kann dir im großen und ganzen überhaupt nicht schaden."

J. P. sah seinem Filius nach, wie er sich um die Hausecke schlich und das Weite suchte. Sollte man es für möglich halten mit dem Lümmel! Jedes der vier Mädchen hatte noch mehr von einer Hose weg. Nun hatte man mit knapper Not noch den einen Jungen zwischen den vier Langhaarigen zugeteilt gekriegt, und er stand dazwischen wie ein nasser Sack. Bis der mal zurechtgestutzt war! Da mochten einem die Haare grau darüber werden oder ausfallen wie die Zähne. —

Allerdings, eine Kleinigkeit war es nicht mit Axels Lehre. Der Vater behielt ihn unter dem eigenen Dach, und nie hatte ein fremder Junge auszuhalten gehabt, was der Sohn des Hauses über sich ergehen lassen mußte. Da mochte auch sein, was da wollte — alles und alles hatte sich gegen ihn verschworen. Er konnte einfach nicht in den Dreh kommen.

„Mensch," sagte sein Vater, „faß doch wenigstens ein Stück Ware an! Trockengelegt werden kannst du dann ja nachher noch immer."

Wie ein Wiegenkind mußte Axel sich vor anderen behandeln lassen.

Er ging voll Not zu seiner Mutter. Aber Frau Schwansen konnte ihm auch nur helfen auf ihre Art. Der Wille war nicht schlecht, wenn ihre Kinder zu ihr kamen, es haperte nur mit dem Vollbringen. Und so kam sie auch in diesem Fall kaum bis ans Außentor. Sie legte ihre Stopferei hin, strich ihrem Jungen über das Haar, das er sich immer viel zu lang wachsen ließ, und sagte: „Das gilt sich, mein Jung. Lehrjahre sind keine Herrenjahre, die schmecken manchem nicht. Du mußt nicht denken, daß das eine Ausnahme mit dir ist. Und du sollst mal sehen, wenn du hier dann später selbst der Herr bist und Frau und Kinder hast, dann wirst du deinem Vater noch dankbar sein, daß er durchgehalten hat mit dir. Du kennst ihn ja, er meint es nicht so schlimm, wie es sich manchmal anhört. Halt den Nacken man steif! Du willst doch nicht, daß sich ein anderer ins gemachte Bett legt! Das kann dir doch nicht bedacht sein."

Nein, das war Axel nicht bedacht. Dazu war er viel zu zahm. Und alles ging seinen Weg weiter. Bis an die Kurve, bei der es denn mal eine kleine Schwenkung gibt.

Axel war eines Tages verschwunden. Der solideste junge Mensch aus der ganzen Gegend war eines frühen Morgens nicht in seinem Bett. Geweckt brauchte Axel für gewöhnlich nicht zu werden, er war immer einer der ersten morgens. Es konnte sich höchstens einmal um eine Ausnahme handeln, daß Hedwig klopfen mußte, aber an jenem Morgen rührte sich auch nach wiederholtem Klopfen nichts, und schließlich trat Hedwig behutsam ein.

Herrgott, war das ein Schreck! Das Zimmer war leer. Und die gehäkelte baumwollene Überdecke lag so glatt und unangerührt über dem Bett, daß man sah, daß das Bett nicht benutzt worden war.

Man geriet in immer größere Aufregung und erwog schon, die Polizei in Anspruch zu nehmen, als Axel halb vormittags mit einem ganzen Arm voll Feldblumen ankam.

Es war ein furchtbar komischer Anblick in dem hohen Wogengang, in dem dann alles erstarrte. Um so mehr, als der immer blaßfarbene Jüngling ordentlich ein bißchen rosig angehaucht war und ganz harmlos sagte, er sei mal eine schöne Sommernacht draußen geblieben, um mal mit sich ins Reine zu kommen. Erst hätte er sich nur in der Zeit verdöst gehabt, und dann sei er liegen geblieben. Er hätte sich gesagt, das Haus sei wohl schon zu, und einen Schlüssel hätte er nicht gehabt. Störung hätte er nicht verursachen wollen, und es sei so warm und schön gewesen, daß er es nicht sagen könne. Und da heute ja Sonntag sei und das Geschäft geschlossen, hätte er es morgens nicht mehr eilig gehabt. Der Mohn und die Kornblumen blühten so reichlich und all die vielen anderen zarten, kleinen Blumen, die so würzig seien und schöner als manche Gartenblume.

Hedwig sah den Jungen immer nur an und kannte ihn nicht wieder. Sie hingen schon damals aneinander, als Hedwig noch in die Schule ging. Und sie hatte eine ungeheuerliche Angst, was geschehen würde, denn sie sah immer nach Vaters Hand, in der die Ohrfeige schon zuckte, als ob sie bereits verabfolgt sei.

Schwansen bezwang sich aber. Zunächst ging es ihm wie seiner Frau; er war froh, daß Axel überhaupt erst einmal wieder zur Stelle war. Ja, er war sogar eine Art Extradruck los. Und konnte es dann doch nicht aushalten, die Ohrfeige in der Hand behalten zu haben. Er nahm sich seinen Sohn mit ins Kontor.

Und was dort zwischen Vater und Sohn verhandelt wurde, blieb zwischen den beiden. Axels Gesicht nach war es jedenfalls nicht viel weniger als ein Schlag. Wenn er auch nur mit Worten erfolgte, die unter Umständen ja noch viel empfindlicher treffen können als eine Handbewegung.

Die Wolken blieben denn auch hängen und schoben sich wieder dichter zusammen, bis ein neuer Blitzstrahl daraus herniederfuhr. Und dieses Mal war es die kleine Henny, die Jüngste vom Haus, die das Unglück hatte, ihn zu entzünden. Sie war damals acht Jahre alt.

Vater saß eben mit der Zeitung und ärgerte sich aus mehr als einem Grunde so sehr über politische Dinge, daß

ihm die Adern an den Schläfen ordentlich dick wurden. Da sagte ihm das Kind auch noch einen Schreck in den Leib.

Henny saß allerdings ganz lieb und still in einer Ecke an der Erde und sagte leise und unter gewaltiger Zungenanstrengung zu ihrer Puppe, die sie auf dem Schoß hielt: „Aquila non captat muscas."

Die Puppe war eine Käte-Kruse-Puppe und hatte ein so verständiges Gesicht, daß ihr ein lateinischer Satz wohl zuzumuten war. Nur wurde leider aus einer anderen Ecke reagiert. Die Puppenmutter fuhr ordentlich zusammen aus ihrer Versunkenheit.

„Was sagst du da?!" sprang Schwansen hoch. „Das wäre ja noch schöner!"

Und der Verdacht erwies sich in der Tat als begründet. Die Fährte wurde stracks gefunden.

Henny saß an Sonn- und Feiertagen mit Vorliebe mit ihren Puppenkindern bei dem großen Bruder im Erker, der ein kleines Stubenloch für sich war. Da konnte sie in größter Ungestörtheit und Ungeniertheit ihre Kleinen selber nähren, wie sie es von großen Müttern gesehen hatte, und wie sie es als gute Mutter selbst für ihre Pflicht hielt.

Axel hatte ein weiches, altes Fell im Erker liegen, das schob sie sich bis dicht gegen die Wand heran, setzte sich hinein, zog den Hänger oben am Halsausschnitt, so gut es gehen wollte, herab, drückte die kleinen Näschen an die weiche, samtene Haut und wartete geduldig, bis die Kleinen satt waren.

Und wenn sie dann nun so still und geduldig dasaß, war es ganz unterhaltsam, die krausen Sätze langsam nachzuplappern, die Axel mit großem Eifer — beide Hände über den Ohren — vor sich hin sagte.

Im ganzen Hause pflegte es so schön still zu sein um die Zeit, alles ausgeflogen oder im Mittagsschlaf. Es war ein Idyll da oben in der abgeschrägten Kammer.

Nur leider wurde dann ein Donnerwetter daraus.

So war der Herr des Hauses vielleicht noch nie in Wut geraten. Er fühlte sich hintergangen und belogen und betrogen von seinem eigenen einzigen Sohn. Fand einen ganzen Stapel heimlich angeschaffter Bücher, schlug sie dem Übeltäter um die Ohren und warf den ganzen mühsam ersparten Bestand vor Axels Augen in den Ofen und machte selbst Feuer damit an, daß eine brenzliche Wolke aus dem Rohr quoll. Am anderen Ende heizte nämlich die Sonne. Sie stand prall über dem Schornstein.

Und was verbrannt werden sollte, wurde nicht verbrannt. Es ist ja nie anders gewesen und wird auch nie anders sein, als daß ein Maß überläuft, wenn es bis an den Rand gefüllt ist, und es wird noch etwas hinzugeschüttet.

Axel wehrte und rührte sich zwar mit keinem Wort. Nicht einmal mit einer Geste. Auch trat ihm nicht etwa Schaum vor den Mund. Aber als bei seinem Vater eine Atempause einsetzte, sagte er mit einer Ruhe und Bestimmtheit, die im Gegensatz zu seinem sonstigen Wesen geradezu etwas Unheimliches hatte: „Am nächsten Ersten kaufe ich mir die Bücher wieder, soweit das Geld dazu langt, Vater."

J. P. Schwansen stand der Verstand still. Jedes seiner beiden Augen stand piel wie auf einem Pflock aus dem Kopf. Als sei einfach alles ausgeschaltet.

Aber geholfen hatte der eine Satz.

Einzelne Sätze haben es in sich, wenn sie von Grund auf ausgereift sind. Sie stehen wie in dick herausgehobenem Druck über der ganzen Sache, und ein Irrtum ist gar nicht mehr möglich.

Es renkte sich alles leichter ein, als irgend jemand, der die Verhältnisse kannte, sich das hätte vorstellen können. Der Schreckschuß mußte ja allerdings auf beiden Seiten überwunden werden, aber dann sagte Schwansen sich insgeheim, daß sein Sohn ihm zum erstenmal in seinem Leben imponiert hatte. Und schließlich sei es immer noch besser, alte Knochen abzukauen, als ein gut eingeführtes Geschäft auf den Hund zu bringen. Wie allerdings einer Appetit kriegen konnte auf so eine Hungerleiderei mitten vom Futterkasten weg, das stand auf einem andern Blatt.

Und so einen ungeheuerlichen Appetit! Der ganze Kerl sah schon nach ein paar Wochen lateinisch aus, und nun kam denn ja auch die Brille zu ihrer Paßform.

Schwansen war es immer gegen den Strich gewesen, daß sein Sohn kurzsichtig war. Er hatte es beinahe als persönliche Kränkung empfunden, wenn Axel die Nase so dicht über die Stoffe gesteckt hatte. Und überhaupt waren es immer zuerst die blinkenden Gläser gewesen, worauf sein Auge traf, wenn er sich nach dem Sohn umgesehen hatte. Ganz verflixt.

Jetzt sah er sie nicht mehr. Jetzt sah er auf einmal die großen, dunklen Pupillen und dachte verwundert über die Zusammenhänge zwischen Vater und Sohn nach.

Axel plagte sich nicht mit Zusammenhängen. Er schob alles weit von sich, setzte sich hin und fraß sich fest. Nun war ihm alles überliefert, und da kann ein Hunger ja schließlich größer sein als ein Ozean. Es war genug da und von schwankender Konjunktur keine Rede mehr. Der Preis war immer derselbe: Man setzte sich selber ein.

Es war eine Lust und blieb eine Lust, wenn es auch nicht gerade Examina hätte zu geben brauchen. Die Schüchternheit und Weltfremdheit wollten immer noch nicht recht weichen. Es wurde aber alles zu seiner Zeit geschafft und gut überstanden. Nur das Staatsexamen war noch zu leisten, und der Doktor sollte natürlich gemacht werden, aber auch dahin würde es ja kommen. —

Axel trat vom Fenster zurück, nachdem er immer wieder noch einmal den Kopf gewandt hatte, ob ein kurzer, fester Schritt zu hören sei, der näher kam.

Ob es zum Abschluß gekommen war zwischen der Schwester und dem unermüdlichen Bewerber? Es hatte so ausgesehen. Eine ganz eigentümliche drahtlose Mitteilung war das gewesen.

Axel Schwansen hing an seiner Schwester Hedwig, wie nur ein Bruder an seiner Schwester hängen kann. Gerade an Hedwig. Sie war so lieb mit ihm und hatte immer Verständnis für ihn gehabt. Anna, mit der er den Jahren nach viel besser zusammengepaßt hätte, hatte ihn immer nur mit Spott behandelt und hatte ein Regiment im Hause geführt, als ginge ihr Recht noch über das der Mutter oder stände dem doch gleich. Er war froh, daß sie verheiratet war und gut und wohlverwahrt in Elmshorn saß.

Und mit den beiden jüngeren Schwestern, mit Käte und Henny, konnte man nur lachen und Dummheiten machen. Nur Hedwig blieb für eine geschwisterliche Zusammengehörigkeit, und auf sie konnte man zählen und auch einmal einen ernsthaften Ton mit ihr reden. Sogar von Hexametern, wenn sie aufgelegt war, von denen sonst kein Mensch einen Begriff hatte unter diesem Dach. Aber nun würde die Schwester wohl auch aus dem Hause geholt werden wie Anna.

Axel saß und grübelte, und man hätte nicht sagen können, daß sein Gesicht nach Braut und Bräutigam aussah. —

(Fortsetzung folgt.)

Klopstock-Anekdoten.

Mitgeteilt von **Hans Gäfgen.**

In einer Gesellschaft sprach man einst in Gegenwart Klopstocks von einem Dichter, der kurz zuvor gestorben war. Klopstock hörte sich erst ruhig an, was die anderen über den Poeten äußerten, dann meinte er, er habe den Herrn X. auch stets sehr verehrt, so sehr, daß er ihm schon vor Jahren eine Grabschrift verfaßt habe; sie laute:

Hier ruht ein guter Mann, kaum gütiger zu denken,
Er stahl sich selbst den Schlaf, um andern ihn zu schenken.

*

In einem Briefe Klopstocks an Gleim aus dem Jahre 1750 erwähnt der Dichter, daß sein Vater nur ein einziges mal in seinem Leben gedichtet habe, und zwar folgende Verse:

Sohn Klopstock nimmt zu spät die Ruh',
Kein kleiner Narr ist das.
Zu spät schließt er die Augen zu,
Zu früh beißt er ins Gras.

*

Vor hundert Jahren äußerte sich Goethe, indem er damit sein Urteil über Klopstock endgültig zusammenfaßte, in diesen Worten über den Dichter: „Ich verehrte ihn mit der Pietät, die mir eigen war; ich betrachtete ihn wie einen Oheim. Ich hatte Ehrfurcht vor dem, was er machte, und es fiel mir nicht ein, darüber denken und daran etwas aussetzen zu wollen. Sein Vortreffliches ließ ich auf mich wirken und ging übrigens meinen eigenen Weg."

*

Ein junger Stutzer, der sehr aufgeblasen war und bei aller Unwissenheit doch stets von Büchern und Klassikern sprach, die er sich in den schönsten Auflagen angeschafft, erhielt, einiger Schurkenstreiche wegen, des Abends auf der Straße eine derbe Tracht Prügel. „Da hat er sich wieder", meinte ein Vorübergehender trocken, „eine herrliche Auflage von Klopstock geben lassen."

*

Klopstock brachte in jüngeren Jahren einige Zeit in Kopenhagen zu, wo ihn der Staatsminister v. Bernstorf sehr auszeichnete. Ihn wollte Klopstock eines Tages besuchen. Der Minister war beschäftigt, und der Dichter mußte im Vorzimmer warten. Ein Offizier, der ebenfalls wartete, unterhielt sich mit ihm. „Sie sind also Klopstock, der den „Messias" gedichtet hat?" — „Ja", sagte der Dichter. — „Aber mein Gott!" erwiderte der Offizier, „Sie sprechen ja so vernünftig!"

Der Testamentsvollstrecker.

Skizze von Ernst Herbert Petri.

Spät in der Nacht riß das schrille Läuten des Fernsprechers den Notar Werner Künzler aus seiner Arbeit am Schreibtisch. Eine erregte Frauenstimme nannte Namen und Wohnung und bat ihn, den letzten Willen des sterbenden Vaters aufzunehmen. Der vielbeschäftigte Anwalt folgte dem Ruf ins unbekannte Haus. Er fand dort den Oberst Malten, der auf der Schwelle seines Heimes einem Unglück zum Opfer gefallen war, er zeichnete die letzten Verfügungen des Sterbenden auf und hörte den verzweifelten Schrei der jungen Maria Malten, als sie sich über die Leiche des Vaters warf. Er, der sich in seiner langen Praxis gegen alles — wie er es nannte — unnütze Mitleid gewappnet glaubte, empfand plötzlich ein ihm unerklärliches Mitgefühl mit dem jungen, hilflosen Mädchen, und er beschloß, sich seiner mehr anzunehmen, als es die amtliche Pflicht eines Testamentsvollstreckers erforderte.

So suchte der Notar am anderen Morgen Maria Malten wieder auf. Er fand sie noch am Totenlager ihres Vaters; wie im Traum dankte sie ihm flüchtig für sein Anerbieten, ihr in der schweren Zeit mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Er enthob sie aller Sorgen um die nötigen Formalitäten, und opferte, obwohl täglich zahlreiche Leute sich um seinen juristischen Beistand bemühten, dem jungen Mädchen Stunden und Tage seiner wertvollen Zeit.

Bei der Testamentseröffnung lernte er den Vormund Marias, einen entfernten Verwandten des alten Obersten, kennen. Das besondere Interesse, welches Werner Künzler dem jungen Mädchen entgegen brachte, veranlaßte ihn zu der Frage nach den Plänen für Marias Zukunft. Da hörte er, daß der Vormund es für unpassend hielt, wenn das junge Mädchen von zwanzig Jahren mit der alten Haushälterin allein in den bisherigen Räumen wohnen bliebe. Maria sollte bis zu ihrer Mündigkeit der Obhut eines Pensionats anvertraut und der alte Haushalt aufgelöst werden. Was das junge Mädchen nach seiner Volljährigkeit beginnen würde, schien dem Vormund gleichgültig zu sein. Diese Interesselosigkeit des einzigen Verwandten weckte in Werner Künzler nur noch stärkeres Mitleid mit Maria Malten.

Er fragte sie, ob sie den Plänen ihres Vormundes zustimme, und rückhaltlos bekannte sie ihm, daß sie den alten verknöcherten Verwandten verabscheue, und daß es ihr den größten Schmerz bereiten würde, sich von der alten Wohnung und den liebgewordenen Erinnerungen an den Vater zu trennen. Da versprach der Notar, beim Vormund dafür einzutreten, daß Maria den alten Hausrat behalte; er gab ihr sogar sein Wort, daß ohne ihr Einverständnis nichts verkauft werden sollte. Maria dankte ihm bewegt, und er sah mit Freude, daß sie ihm vertraute. Das Mitleid, das ihn anfangs dazu veranlaßt hatte, sich näher mit dem Schicksal des jungen Mädchens zu befassen, wandelte sich bei dem Fünfzigjährigen langsam in aufrichtige Zuneigung.

Werner Künzler riet dem Vormund dringend, Maria zuerst für einige Wochen zur Erholung in die Schweiz zu schicken und solange die Entscheidung über die Zukunft des Mädchens hinauszuschieben. Der Vormund wunderte sich über das ungewöhnliche Interesse des bekannten Anwalts, doch freute er sich gleichzeitig, daß der Jurist ihm einen Teil seiner Pflicht abnahm, und er hatte gegen Marias Reise nichts einzuwenden.

Werner Künzler begleitete Maria zur Bahn. Er bat sie, sich ihm auch weiter anzuvertrauen und ihn als ihren väterlichen Freund zu betrachten. Sie drückte ihm dankbar die Hand; es tat ihr wohl, in ihrer Vereinsamung einen Freund gefunden zu haben. Beruhigt über ihre Zukunft fuhr sie fort. —

Werner Künzler war es in den nächsten Wochen, als fehlte ihm etwas. Jetzt, da er nicht täglich für Maria sorgen konnte, spürte er erst, welchen Platz sie in seinem Herzen eingenommen hatte, und immer wieder überraschte er sich bei dem Wunsch, in die Maltensche Wohnung zu eilen und sich dem jungen Mädchen zu widmen. Die ganze Liebe seines alten Junggesellenherzens galt Maria.

Da kam ihm eines Tages der Gedanke, das junge Mädchen zu seiner Frau zu machen und so ihr ferneres Leben vor allen Unruhen und Überraschungen zu sichern. Er suchte den Vormund auf, bat förmlich um Marias Hand und erhielt mit Freuden die Zusage. Dem Vormund konnte nichts angenehmer sein, als der lästigen Pflicht enthoben zu werden und sein Mündel der Obhut des bekannten Anwalts anvertraut zu sehen. Der Notar bat ihn noch, Maria nicht von seinem Schritt zu unterrichten, weil er sich erst ihre Zuneigung sichern wollte.

Er schrieb oft an Maria. Sie vertraute sich dem Freunde in allen Dingen an und verlieh ihrer Freude über das Interesse, das der berühmte Anwalt an ihr nahm, unverhohlen Ausdruck. Sie fand einen herzlichen, zwanglosen Ton, doch gerade dieser war es, der in Künzler ein gewisses schmerzliches Gefühl weckte; denn es wäre ihm lieber gewesen, Verlegenheit hätte aus ihren Briefen gesprochen und ihm verraten, daß Maria an eine mehr als nur freundschaftliche Annäherung dachte. So sah er mit leisem Bangen dem Augenblick entgegen, da er sie selbst um ihre Hand bitten würde.

Er glaubte, daß ein Überfall mit der Schicksalsfrage ihm am leichtesten die Empfindungen des Mädchens enthüllen werde, und er reiste in die Schweiz, ohne sich bei Maria anzumelden. Sie war erstaunt, aber herzlich erfreut über das unvermutete Kommen des Freundes. Nach den ersten Worten der Begrüßung fragte er sie: „Wollen Sie meine Frau werden?" — Maria fuhr auf; sie starrte ihn an, als hätte sie ihn nicht verstanden. Er wiederholte seine Frage. Da sank sie in ihren Stuhl zurück, schlug die Hände vor das Gesicht und weinte. Er stand auf, blieb unschlüssig stehen, als warte er auf ein Wort von ihr. Sie rührte sich nicht. Da verließ er das Zimmer.

Doch kaum war die Tür hinter ihm ins Schloß gefallen, da stieg in Maria die Reue auf: „Ich habe den einzigen Freund, den ich besitze, gekränkt und von mir gestoßen. Warum? Ich weiß es selbst nicht. Könnte ich den Mann, den ich schätze, nicht auch lieben?" — Sie wünschte sehnlichst, ihr Handeln widerrufen zu können. Wie mußte er sie doch lieben, daß er, der gesuchte Anwalt, dessen Werbung ganz andere Frauen mit Freuden annehmen würden, sie um ihre Hand bat! Sie empfand Mitleid mit dem Freund, der ihr in der Not zur Seite gestanden hatte. Er verdiente einen besseren Dank für seine Güte. Sie mußte ihn zurück rufen. Mit fliegender Hand warf sie wenige Zeilen aufs Papier: „Verzeihen Sie mein kindisches Benehmen. Ich war überrascht. Ich will Ihre Frau werden!"

Werner Künzler kam wieder zu ihr. Er küßte ihr die Hand und sagte: „Maria, ich danke Ihnen für Ihren Brief, noch mehr aber dafür, daß Sie mir in der ersten Überraschung die Wahrheit gesagt und mich vor einem unbedachten Schritt bewahrt haben. Wie konnte ich alter Mann nur glauben, die Liebe der Zwanzigjährigen zu erringen! Jetzt haben Sie sich besonnen, willigen aus Mitleid ein, um sich vielleicht das ganze Leben zu verscherzen. Ich kann Ihr Opfer nicht annehmen. Als Freund und Berater will ich Ihnen auch weiter zur Seite stehen." . . .

Die Tür schloß sich hinter ihm.

Werner Künzler bewahrte Maria die Freundschaft, auch als sie schon längst die glückliche Frau eines anderen geworden war.

Wölfe.

Skizze von Ilse E. Tromm.

Eisige, mondbeschienene Winternacht in Värmland. Die Natur ist erstarrt. Die Tannen der unendlichen Wälder ächzen unter der schweren Last des Schnees. Birken strecken ihre nackten Äste in den Himmel. Die Seen sind zugefroren, und in ihnen spiegeln sich der blanke, kalte Silbermond und die flimmernden Sterne. Zwei Männer eilen auf ihren Skiern dahin. Die Lautlosigkeit der Natur wird zeitweise durch das lang gezogene Singen des Nachtwindes unterbrochen. Von irgend woher trägt der Wind manchmal Schellengeläute, das fernab fahrende Schlitten verrät. Die Fährte ist gut. Der frische Neuschnee knistert unter den Skiern. Über Seen, durch tiefe Wälder und über meilenweite Schneefelder geht die Fahrt. Ab und zu ruft der eine von beiden, der immer einen ziemlichen Vorsprung hat, dem andern etwas zu. Er lebt in der wahnsinnigen Angst, zu spät nach Hause zu kommen, und will durch seine Zurufe den jungen Arzt, der an diese langen Dauerfahrten nicht gewöhnt ist, anfeuern, sein Bestes an Kraft herzugeben.

Des Mannes Gesicht, das die Rassenmerkmale des Finnen zeigt, ist hart und entschlossen. Seltsam leuchten die dunklen Augen. Er lebt als Holzfäller in den värmländischen Finnwäldern, weit entfernt vom nächsten Dorf. Nun ist sein Kind erkrankt, seine schöne junge Tochter, das einzige Wesen, um dessentwillen er das harte Leben erträgt. Der Arzt soll helfen, und Mainen kennt keinen anderen Gedanken, als heimzukommen.

Die letzten Umrisse des großen Gurlitta Klätt sind im Schneenebeldunst untergetaucht. Die Natur wird, je näher sie der norwegischen Grenze kommen, wilder und unzugänglicher. Undurchdringlich starren die Wälder. Weiß glitzert das Mondlicht über der in seltsamer Glast liegenden Landschaft.

Wie mag nur ein Mensch in diesen Einsamkeiten leben! Doktor Thott schaudert. Er sieht, während er auf den leichten Hölzern dahinfliegt, im Geiste die Lichtfülle Stockholms, das er vor kurzem verließ. Sehnsucht streckt ihre Arme nach ihm aus. Er glaubt, durch die unheimliche Lautlosigkeit

dieser Natur Autosignale zu vernehmen, er hört den Lärm der lebendigen Stadt in seinen Ohren und sieht die Lichtreflexe, die über ihr spielen. Was hat ihn denn veranlaßt, die Stadt zu verlassen, nach der er sich so stark sehnt? Was zwang ihn eigentlich, in diesen Einsamkeiten zu leben? Die Treulosigkeit jenes oberflächlichen Weibes? Heute findet er die Idee, sich ausgerechnet in Värmland niederzulassen, unbegreiflich. Er, mit seinem Lebensverlangen, gehört nicht in diese Einsamkeit.

Der Mann vor ihm hat schon einen bedeutenden Vorsprung. Pfeilschnell schießt er über die Hänge. Der Arzt muß sich beeilen und darf nicht länger Träumereien nachhängen. Also voran. Einmal müssen sie ja am Ziele sein.

Nun öffnete sich am Rande eines Waldes eine weite, baumlose Fläche. Mit der ganzen Kraft des nordischen mondes ist die Landschaft beleuchtet — da nähern sich aus der Ferne einige dunkle Punkte. Erschreckt sieht Doktor Thott die Nahenden. Wölfe — —! Soll er Maiinen rufen? Er tastet nach seiner Waffe und versichert sich, daß sie schußbereit ist. Mit der ganzen Kraft seiner Lungen ruft er des Finnen Namen. Das Wort durchhallt die Luft und echot aus fernen Bergen zurück. Aber Maiinen, der den Ruf nicht vernommen hat, saust über die Fläche und wendet sich nicht um. Jetzt verschwindet er hinter einer Hügelkette. Ein seltsamer Laut durchstößt die Natur. Er scheint aus den verlassenen Wäldern zu kommen — langgezogen, unheimlich durchdringt er die Nacht. Hungernde Wölfe . . .

Alle Abspannung ist plötzlich ausgelöscht. Alle Phantastereien um Stockholm sind erstorben. Nur der Selbsterhaltungstrieb ist lebendig. Das Heulen der Tiere wiederholt sich, verstärkt sich, wird immer drohender. Der junge Arzt wendet sich blitzschnell, um die Gefahr zu erkennen. Von allen Seiten nahen die Tiere. Sie sammeln sich zu einem Rudel und nehmen seine Fährte auf. Das bedeutet ein Rennen auf Leben und Tod. Nur ein Fehlsprung, und er ist verloren. Unheimlich durchstößt das Heulen der hungrigen Tiere die Luft. In der Ferne taucht der Finne wieder auf. Auch er muß doch die Wölfe hören. Richtig, er macht wilde Armbewegungen und deutet mit einem Stab in die Richtung, die einzuschlagen ist. Vielleicht sind sie dem Ziel nah.

Der Abstand zwischen dem Arzt und den Wölfen wird immer geringer. Er berechnet, vielleicht wird es noch eine knappe Viertelstunde dauern, bis sie ihn eingeholt haben. Noch einmal spannt er seine Kräfte voll an. Sie drohen nachzulassen, denn sie sind fast verbraucht. Hastender wird der Lauf. Schon glaubt er den keuchenden Atem der rasenden Tiere zu vernehmen. Der Anführer des Rudels hat nur noch einen Abstand von wenigen Metern.

Da — endlich — in der Ferne ein Licht. Wenn es des Finnen Koja wäre! Diese Hütte, die dort drüben eingebettet in erstarrten Wäldern liegt, fast zugedeckt mit Schneemassen. Die Verfolger wittern die Nähe der menschlichen Behausung.

Endlich können die ermatteten Füße stehen. Junge Burschen stürzen aus der Koja. Von den Flintenschüssen getroffen, wälzen sich die vordersten der Wölfe im Schnee. Die andern fallen rasend über die sterbenden Gefährten her und schlingen gierig das noch lebenswarme Fleisch hinunter. Die schmatzenden Laute dringen bis zur Koja.

In der Hütte ist viel Finnvolk versammelt. Finnisch-schwedische Mischlinge, die vor vielen Generationen eingewandert sind und sich in den schwedischen Wäldern angesiedelt haben. Sie reichen den Angekommenen selbstgebrannten Schnaps, der die ermatteten Glieder neu belebt. Die Körper dampfen von dem rasenden Lauf. Draußen nähert sich wieder das Heulen der Wölfe. Die Burschen begeben sich hinaus und kommen nach wenigen Minuten mit zwei erlegten Tieren zurück. Das Heulen verstummt.

Der junge Arzt tritt an das einfache Lager, auf dem Aiila des Finnen Tochter, liegt. Die Krisis scheint überwunden, denn ihr Blick ist fieberfrei und lächelnd. Die unergründlichen dunklen Augen sind auf den Arzt gerichtet, und hingerissen steht Doktor Thott neben ihrem Bett und schaut in dieses fremde Mädchengesicht, aus dem ihm etwas Neues, seltsam Anziehendes entgegen leuchtet. Er weiß, auch in seinen Adern fließt finnisches Blut. Vielleicht mußte er in diese Finnmarken kommen, um dem Trieb zu folgen, der ihn unbewußt beherrschte. War hier die ureigenste Heimat und Stockholm nur ein Phantom, dem er nicht nachzujagen brauchte? — Er fühlt, dieses Mädchen wird ihm etwas bedeuten, dieses Wesen in seiner Ursprünglichkeit spricht zu seinem Blute, und vielleicht könnte dieses Mädchen seine Sehnsucht nach Stockholm zum Erlöschen bringen.

Bis Tagesanbruch sitzt er am Lager Aiilas und spricht mit ihr. Aus weitestem Umkreis kommen Menschen, Gesunde, die den Arzt um Rat fragen wollen, da das erkrankte Familienmitglied den weiten Weg nicht zurücklegen konnte, und Kranke, die ihres eigenen Leidens wegen sich einfinden. Es geschieht so selten, daß ein Arzt in diese Einsamkeiten gerät, deshalb hat Maiinen sie alle herbeirufen lassen. —

Die Sonne leuchtet über dem winterlichen Värmland, als Doktor Thott Abschied genommen hat und die Skier wieder anlegt. Ein halbes Dutzend Männer begleitet ihn ein gutes Stück Wegs. Der Gurlitta Klätt wird am Horizont sichtbar, als der Arzt sie verabschiedet. Wenn die Frühjahrsschneeschmelze eintritt, wird er wiederkommen und Aiila mit sich nehmen.

Das Ende der blauen Augen.

Die Engländer haben schon oft ihrer Verwunderung darüber Ausdruck gegeben, daß die in aller Welt bekannten wasserblauen Augen der angelsächsischen Damen immer mehr im Verschwinden begriffen sind und dunkleren Farbtönungen Platz machen. Der Londoner Augenspezialist William Corbett ist nun der Ansicht, daß in wenigen Jahrzehnten kein Dichter mehr die blauen Augen seiner Angebeteten besingen wird, weil es dann kein einziges von Natur aus blaues Auge mehr geben wird. Das seit ungefähr vierzig Jahren erst gebräuchliche elektrische Licht und die gesteigerte Lektüre stellen nämlich seiner Ansicht nach an die Augen wesentlich erhöhte Anforderungen. An sich wären die menschlichen Sehorgane wohl in der Lage, allen modernen Ansprüchen vollkommen gerecht zu werden, aber die Anpassung an die veränderten Bedingungen, unter denen unsere Augen heute zu arbeiten haben, kann nicht von heute auf morgen erfolgen, sondern nur von Generation zu Generation. Nun hat Corbett durch langjährige Versuche festgestellt, daß braune Pupillen von Natur aus bedeutend leistungsfähiger sind, das heißt durch Anstrengungen weniger ermüdet werden als blaue Augen. Deshalb wird sich die Natur wie in so vielen anderen Fällen auch hier selbst zu helfen wissen und die neuen Generationen immer mehr mit den geeigneteren braunen Augen versehen, bis die blauen Pupillen einst gänzlich verschwunden sein werden. William Corbetts Ansicht zufolge befinden sich die menschlichen Augen seit Jahren in dieser Umbildung. Deshalb kann es auch nicht mehr als erstaunlich gelten, wenn Kinder von Eltern mit blauen Augen sehr häufig braune Pupillen besitzen.




Bunte Chronik

* **Papier aus Affenbrotbäumen.** Die Gegend von Louis Trinchardt und Messina in Südafrika zeichnet sich durch ungewöhnlich große Bestände an Affenbrotbäumen, den gewaltigen Baobabs, aus. Man ist jetzt daran gegangen, diesen Holzreichtum dadurch nutzbar zu machen, daß man daraus Papier herstellt. Eine Fabrik in der Nähe von Messina hat bereits den Betrieb eröffnet und soll gute Ergebnisse erzielen. Um die Bäume nicht gänzlich auszurotten, hat die Regierung nur einen bestimmten Teil zur Verarbeitung freigegeben. Für die Fabrik bei Messina kommen zunächst 137 000 Kubikfuß in Betracht. Jeder Baum kostet etwa hundert Mark, ein besonders starkes Exemplar bis zu vierhundert Mark. Bei der Abholzung wird nicht wahllos verfahren, sondern auf die Erhaltung der landschaftlichen Schönheit Rücksicht genommen. — Um die eigenartigen Bäume auch späteren Geschlechtern zu erhalten, ist vorgeschrieben, daß für jeden abgeholzten Baobab 24 Samenkörner gelegt, ferner mehrere Stecklinge von den Luftwurzeln des gefällten Affenbrotbaums gepflanzt werden.

Lustige Rundschau



* **Mitfühlende Seele.** „Warum weinst du, Lilli?“ — „Huhu, ich habe mit Max Doktor gespielt, und ich war die Krankenschwester, und da hat er meine Puppe genommen und ihr den Bauch aufgeschnitten und den Blinddarm 'rausgenommen.“

*

* **Grund zur Freude.** „Nanu, so vergnügt?“ — „Ich komme vom Zahnarzt.“ — „Na, hören Sie mal, das ist doch kein Grund zum Lachen!“ — „Doch, er war nicht zuhause.“

*

* **Seiltänzer.** Sie: „Zu so 'ner wackligen Sache muß man aber ooch geboren sein.“ — Er: „Dussel! Wenn de nich jebor'n bist, kannste ooch nich Seiltanzen.“

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.